

# Fast alle deutschen Punks waren Milchbrötchen

In jedem Kapitel eine Prügelei: Tijan Sila lässt in seinem Roman „Krach“ die Punk-Kultur der Neunziger zwischen Pfälzerwald und kommunistischer Steppe drastisch wieder aufleben. Der Held ist aber eine zarte Figur.

Gansi ist ein Punk, wie er im Buche steht – Röhrenjeans, blondierte Haare, geschnürte Half-Caps, geföhnte Haarrolle, T-Shirts mit Aufnähern, von Bands, die „Kotze, Brot oder Kot“ heißen. Wenn er mit „Pur Jus“ auf der Bühne steht, ist sein Körper voller Adrenalin. Er singt, nein schreit die Musik heraus, Bassklänge und Gitarrenriffs schrammeln durch den Saal. Das Publikum trinkt billiges Bier. Doch plötzlich gibt es eine blutige Prügelei. Hooligans wollen die Punks „aufmischen“. Das Konzert wird gestört.

Gansi ist achtzehn Jahre alt, heißt eigentlich Sabahudin und ist der Ich-Erzähler des Buches „Krach“, des dritten Romans von Tijan Sila. Darin schildert der in Bosnien geborene Autor, teilweise fiktional, teilweise autobiographisch, seine eigene Punkjugend in der westdeutschen Provinz.

Gansi, der aus einer Familie mit bosnisch-migrationshintergrund stammt, lebt in der pfälzischen Kleinstadt Calvsberg. Fast jeden Tag hängt er mit seinen Bandkollegen ab – dem Schlagzeuger Beppo, den er bei einer Schulfeldschlägerei kennengelernt hat, als Abiturienten einen Flüchtlingsjungen verprügeln, mit Urel, Beppos Schwester und Königin der Punkszene, und dem stillen Bassisten Pirmin. Urel ist die geheimnisvolle Gitarristin und heimliche Leiterin der Gruppe, wird von den anderen scherzhaft „der Band-Hitler“ genannt und ist die große Liebe von Gansi. Die Heimsipplstätte ist das heruntergerockte „Fiasko“. Kein großer, glamouröser Club, sondern ein Untergrund-Szeneladen: „brechend voll, verträut und laut, der Boden klebrig wie Fliegenpapier“.

Friedrich ist das Buch von Sila nicht. In jedem der einundzwanzig Kapitel gibt es mindestens eine Prügelei, ein blaues Auge, eine Wunde mit Naht, Blut. Er erzählt eine Geschichte aus dem neunziger Jahren, besser gesagt: dem Baseballschlägerjahr 1998, in denen sich Punks und Nazis jedes Wochenende vor Diskotheken und Jugendzentren Schlägereien lieferten. Dabei zeichnet er den Weg von Gansi zum Erwachsenen nach, erzählt von Liebe, Musik und der Suche nach Anerkennung.

Die Punkband „Pur Jus“, die das Buch über einen Zeitraum von einem Jahr durch besetzte Häuser, Ramschneipen und Abrisspartys begleitet, ist eine Größe in der lokalen Punkszene. Man kennt die vier Mitglieder in der Stadt, und oft treten sie woanders auf, auch in den neuen Bundesländern, wo die Handlung zum Teil spielt. Zunächst haben die vier Vorurteile gegenüber den „Ossis“, doch die wandeln sich im Buch zu versöhnlicher Solidarität. „Wie in Calvsberg hatte die geografische Isolation (uns umgab der Pfälzer Wald, sie die kommunistische Steppe) für Skills gegeben.“ In den besetzten Häusern von Potsdam, Aue und Gera zeigt sich das „reale Punkerleben“. Bei jedem Konzert schwingt die Angst mit, von den örtlichen Nazis oder der Polizei entdeckt zu werden. Dabei ist Silas Buch auch selbstkritisch.



Leben an der Ecke: Eine Straßenszene zu Beginn der neunziger Jahre in Berlin  
Foto Picture Alliance

tisch: „Fast alle westdeutschen Punks waren Milchbrötchen – Gymnasiasten, deren Härte nur Schau war. Das galt umso mehr, wenn sie aus Großstädten kamen.“

Gansis Eltern unterstützen ihn, obwohl es ihnen lieber gewesen wäre, dass er wie sein Bruder Fedrag Medizin studiert und als Chirurg eine Villa am Heidelberger Neckarufer besitzt. Manchmal hadert er mit seiner migrantischen Herkunft und dem Ehrgeiz seiner Familie, doch eigentlich rebelliert er kaum gegen die familiären Verhältnisse: „Meine Eltern besaßen halt jenen unermüdlichen Fleiß, den man sich nur im Kommunismus aneignen konnte.“

Sila hat ähnlich wie sein Protagonist seine Wurzeln in Bosnien-Herzegovina. Er kam 1981 in Sarajevo zur Welt und emigrierte 1994 mit seiner Familie nach Deutschland. In Heidelberg studierte er Germanistik und Anglistik. Heute lebt er in Kaiserslautern, wo er als Lehrer an einer Berufsschule mit Jugendlichen arbeitet. 2017 erschien sein Debütroman „Tierchen unlimited“, 2018 folgte „Die Fahne der Wünsche“. Zum Punkrock habe er seit seiner Kindheit ein enges Verhältnis. Als er das Video zu dem Ramones-Lied „I Wanna Be Sedated“ erstmals sah, sei das für ihn ein „Erweckungsmoment“ gewesen. Seitdem hat er selbst in Bands gespielt und kennt die Szene, über die er schreibt. Als er so alt

wie sein Protagonist Gansi war, tourte er mit der Band „Atlas Lanze“ durch Deutschland. Aktuell ist er Gitarrist bei „Korrekte Drinks“. Das macht den Roman so authentisch, genauso wie die Sprache, mit der Sila spielt.

Die Gruppe mit ihrem liebevoll nachgezeichneten Charakteren spricht einen Slang aus Pfälzisch, Anglizismen und Punk-Begriffen, und immer wieder macht der Autor sich mittels dieser Sprache auch über seine eigene Herkunft lustig. Andere Jugendliche, die ihnen nicht passen, werden von den Punks als „Tschukkekahl“ beschimpft. Die verhassten französischen Punks von der anderen Seite der Grenze nennen die Calvsberger „Wackes“. Selbst Prügeleien beschreibt er poetisch. „Das Blut tropft von seinem Kinn, von der Nasenspitze, selbst von seinen Ohrflappchen: Schwarze Punkte auf dem Schnee.“ Politisch korrekt waren die Punks der neunziger Jahre nicht. Doch Gansi wandelt sich im Laufe des Buches. Er verliebt sich in Katja, Tochter eines Franzosen und einer Sinti, und hat keine Lust mehr auf Prügeleien. Ohnehin ist Gansi eine sehr zarte Männerfigur. Er denkt sehr viel über sich selbst nach und geht offen mit seinen Gefühlen um. Er hasst die Gewalt, aber genießt auch die Schlägereien, weil sie wie ein Rausch für ihn sind. Auch den Sinn in seinem Leben

findet er zumindest am Ende des Buches ein „bissl“, wie es im pfälzischen Dialekt heißt und auf fast jeder Seite vorkommt. Die rasante Sprache macht das Buch unglaublich lustig, fast slapstickhaft, aber auch melancholisch. Die Punkszene wirkt darin manchmal wie ein Museumsgegenstand.

Sila beschreibt auch detailliert die sozialen Milieus seiner Figuren und wie die unterschiedlichen Subkulturen der Neunzigerjahre in Familien explosiv aufeinandertreffen. Beispielsweise anhand von Urel, die aus einfachen Verhältnissen stammt und die „Schlaute in der Klasse war“, aber nicht studieren konnte und eine Ausbildung zur Friseurin macht. Sie hat einen Bruder, der ein gewaltbereiter Nazi ist, aber von dem sie sich dennoch nicht abwendet. Gansi wiederum hasst Studenten und Abiturienten – „verbiesterte Wichser aus guten Elternhäusern, die gerne Schwächere demütigten“ – obwohl er selbst einer ist. Doch mit den bürgerlichen Konventionen seiner Mitschüler will er nichts zu tun haben. Identität findet er in seiner Punk-Peer-Group. Silas Buch beschreibt hier die Seele von Punk – die Überwindung der sozialen Barrieren, von Klassen- und Schichtzugehörigkeiten. Es ist eine Ode an die Subkultur, die gemeinsame Suche nach Identität und den Zusammenhalt, der über die Musik entstehen kann. KEVIN HANSCHKE

## Von der Traurigkeit des Imperiums

George Orwells Debüt „Tage in Burma“ in neuer Übersetzung

Schon der Titel war ein starker Teaser: „Burmesische Days“ klang 1934, als dieser Roman erstmals erschien, ganz nach Drink auf der Veranda in tropischer Abendsonne, nach Rückblick auf ein buntes und bewegtes Leben an der Vorderfront der Zivilisation, nach Selbstgefälligkeit und Nostalgie – nach genau jener Sorte Buch, mit denen sich der verdient Kolonialbeamte gern den Ruhstand vertrieben. Bei George Orwell werden solcherlei Erwartungen brutal enttäuscht. Sein Cocktail aus Fernweh, Selbsthass und Entzerrung ist toxisch.

„Es ist eine einfältige, lähmende Welt“, heißt es über das Provinznest irgendwo im Dschungel Hinterindiens, in dem der Roman spielt, „eine Welt, in der jedes Wort, jeder Gedanke zensuriert ist. Dort lebt ein paar Engländer, um die Rituale einer vermeintlich höherwertigen Kultur zu pflegen, und kann doch den sinnentleerten Fortgang ihrer Kolonialroutine nur im Alkohol ertränken. Wer dafür überhaupt noch ein Gespür hat, hofft auf zwischenmenschliche Beziehungen, auf Freundschaften oder gar Liebe.“

Aber auch Freundschaft kann es kaum geben, wenn jeder Weiße nichts als ein Rädchen im Getriebe des despotischen Systems ist. „Statt gepflegter Club- und Empiromantik also bietet Orwells Burma-Buch uns tristen Tropenalltag, Szenarien von Gewalt und Illusion, Unterdrückung und verfehlter Hoffnung, scharfe Selbstanklagen und Zynismus: „Im Dunkel des Abends, nach einem gänzlich müßig zugebrachten Tag, erreicht der Überdruß fieberhafte, selbstmörderische Ausmaße. Arbeit, Gebet, Bücher, Alkohol, Gespräche – alle sind gleichgültig dagegen; nur durch die Poren der Haut läßt dieses Gefühl sich ausschütten.“

Es war Orwells Debütroman oder jedenfalls der erste, mit dem er seinem Lebenstraum, ein großer Schriftsteller zu sein, der wie Balzac seine Epoche in ein erzählerisches Panorama bannt, ein Stückchen näher kommen möchte (zwei frühere Manuskripte hat er vernichtet). Und es besteht kein Zweifel, dass der aufstrebende Autor mit diesem Romanprojekt selbst eine ganze Menge ausschütten wollte. „Tage in

**George Orwell: „Tage in Burma“.** Roman. Aus dem Englischen von Manfred Allié. Mit einem Nachwort von Manfred Papst. Dörlemann Verlag, Zürich 2021. 464 S., geb., 30,- €.

Burma“ verarbeitet traumatische Erfahrungen, die er, ein Eton-Absolvent, der 1903 in British-Indien geboren wurde und fließend Burmesisch sprach, mit Anfang zwanzig als Polizist im Kolonialdienst am Irrawaddy-Delta gemacht hatte. Geschrieben nach der Rückkehr in eine gleichsam ungeliebte englische Alltagsroutine als Provinzlehrer, sollte der Roman allen Daheimgebliebenen die Augen öffnen für den Wahnsinn eines Weltreichs, das sich längst überlebt hatte. Doch es dauerte eine ganze Generation, bis diese Botschaft durchkam, da war der Autor seinem Lungenleiden längst erlegen.

Im Zuge des aktuellen Orwell-Booms, den uns das Auslaufen des Copyrights in diesem Jahr besichert hat (F.A.Z. vom 27. Februar), ist es besonders zu begrüßen, wenn auch seine bis uns eher unbekannten Texte wiederentdeckt werden. Manfred Allié's Neübersetzung schärft dazu die sprachlichen Konturen und lässt die Drastik der satirischen Darstellung nur umso greller hervortreten: „Schleißloch, Schießloch, Schießloch, Schießloch ist das hier“ (im Original steht: „Bloody, bloody hole!“). Dennoch liest man dieses Buch mit einer Mischung aus Faszination und Unbehagen. Literarisch kann es sich von der Übermacht starker Kolonialerzähler wie Kipling oder Conrad nie lossagen, ohne seine literarische Qualität aufzuheben. Dennoch zu erreichen, und psychologisch unterliegt es den Geschichten eines Somersets Maughams ebenso klar wie der abgründigen Ironie eines Evelyn Waugh, denen es ansonsten nahesteht.

Am spannendsten wird die Lektüre immer dann, wenn wir in dem einsamen Kolonialhändler Flori, um dessen traurige Existenz die Romanhandlung kreist, eine frühe Version jenes scheiternden Idealisten sehen, dem wir mit Winston Smith in „1984“ begegnen: Verwundene, die noch so kurz das System stützen, das sie doch niederreißen wollten – zugleich Selbstbilder eines Zeitgenossen der Extreme, der seinen Antimperialismus sehnsuchtsvoll an englischen Patriotismus band. TOBIAS DÖRING

## Russisch zwar, aber doch nicht Russland

Marianna Butenschön legt eine lesenswerte Anthologie zur Stadtgeschichte von St. Petersburg vor

St. Petersburg steht beispielhaft für Russlands ambivalentes Verhältnis zu Europa. Peter der Große hatte die Stadt im Jahr 1703 als Bollwerk gegen die Schweden gegründet. Zunächst entstand an der Mündung der Newa in die Ostsee eine Siedlung von Holzhäusern rund um die Peter-und-Paul-Festung. Der Zar beschloss, sein „Paradies“ zum Zentrum des russischen Reichs zu machen. Hof und Regierung wurden von Moskau nach St. Petersburg verlegt. Ohne Zwangsmaßnahmen wäre die neue Hauptstadt allerdings niemals zu imperialer Größe aufgestiegen.

Für die Bauarbeiten rekrutierte Peter Zehntausende Leibeigene, von denen viele an Krankheiten oder Auszehrung starben. In einem Erlass verbot der Zar das Errichten von Steinbauten außerhalb St. Petersburgs, jedes Frachtschiff und jedes Fuhrwerk musste Steine in die neue Hauptstadt bringen. Es dauerte einige Zeit, bis St. Petersburg seine Strahlkraft entfalten konnte. Im Jahr 1714 notierte die Hofdame Arnheim in ihrem Tagebuch, dass die lange „Newa-Perspektive“ der Stolz des Zaren sei, fügte aber nüchtern hinzu: „Sie liegt ganz einsam mitten im ödesten Sumpf, ist aber bereits mit drei Reichen verknüpft.“

merter Linden bepflanzt. Jeden Sonnabend wird sie von schwedischen Gefangenen gekehrt.“ Unter solchen Umständen mochte sich auch die russische Aristokratie nicht in St. Petersburg niederlassen. Deshalb verpflichtete Peter die Adligen 1717 kurzerhand zum Umzug, zum Bau von Palästen und zu einer Steuer für die Errichtung der Hauptstadt.

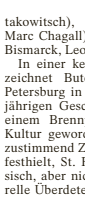
Der italienische Reiseschriftsteller Francesco Algarotti (1712 bis 1764) prägte den Ausdruck, dass St. Petersburg ein „großes Fenster“ sei, durch das Russland auf Europa blicke. In der Tat folgte das architektonische Stadtdesign der neuesten italienischen Mode. Auch die russischen Sitten änderten sich grundlegend: Peter verordnete seinen Bojaren europäische Kleidung, duldete keine Bärte mehr und nannte sich selbst Imperator. Der Stadtgründer ist bis heute in der ikonischen Statue des „ehernen Reiters“ präsent, die Katharina die Große 1782 errichten ließ.

Die Hamburger Historikerin Marianna Butenschön hat in einem lesenswerten Band die wechselvolle Geschichte von St. Petersburg von der Gründung bis zur Gegenwart mit zahlreichen Originaldokumenten dokumentiert. Zu

Wort kommen dabei Schriftsteller (Lewis Carroll, Rainer Maria Rilke, Joseph Roth, Stefan Zweig, Paul Celan, Truman Capote), Journalisten (Louise Bryant, Ernst Egon Kisch, Ryszard Kapuściński), Komponisten (Hector Berlioz, Richard Wagner, Dmitri Schostakowitsch), Künstler (Eduard Hau, Marc Chagall) und Politiker (Otto von Bismarck, Leo Trotzki).

In einer knirschreichen Einleitung zeichnet Butenschön nach, wie St. Petersburg in seiner über dreihundertjährigen Geschichte immer wieder zu einem Brennpunkt der europäischen Kultur geworden ist. Sie zitiert dabei zustimmend Zar Nikolaus I., der einmal festhielt, St. Petersburg sei „zwar russisch, aber nicht Russland“. Die kulturelle Überdeterminierung der Stadt hat

Marianna Butenschön: „St. Petersburg“. Stimmen zur Stadtgeschichte. Osburg Verlag, Hamburg 2021. 482 S., geb., 28,- €.



sich auch in zahlreichen Namenswechseln niederschlagen. Während des Ersten Weltkriegs wurde aus dem deutsch klingenden St. Petersburg „Petrograd“. Nach Lenins Tod erhielt der Ort der Oktoberrevolution den Namen Leningrad (erwogen wurde auch die Kurzform „Lenin“).

Während der Leningrader Blockade im Zweiten Weltkrieg besann sich die Stadt auf ihr historisches Erbe und benannte den „Prospekt des 25. Oktober“ wieder in „Nevski-Prospekt“, um den „Sowjet-Prospekt“ in „Suworow-Prospekt“ und den „Platz der Opfer der Revolution“ in „Marsfeld“. Kurz vor dem offiziellen Untergang der Sowjetunion sprachen sich in einer Abstimmung 54 Prozent der Stadtbewohner für eine Rückkehr zum historischen Namen St. Petersburg aus. Außerdem erhielten zahlreiche Straßen und Plätze ihre ursprünglichen Bezeichnungen zurück.

Ein Schwerpunkt von Butenschöns Materialsammlung liegt auf literarischen Texten. Alexander Puschkine (1799 bis 1837) besang in seinem Poem „Der ehrne Reiter“ die „goldenen Kuppeln“, die „Kirchtürme“ und die „schimmernden Paläste“, die an der „kargen Wohnstatt

eines Finnen“ entstanden waren. Fast gleichzeitig verdammte der polnische Nationaldichter Adam Mickiewicz (1798 bis 1855), selbst auch ein Untertan des Zaren, Petersburg als „Teufelswerk“, weil die Stadt auf den Leichen von „hunderttausend Sklavenerbeim“ errichtet worden sei.

Dieses Tremendum fascinosum bildet auch das Leitmotiv für spätere Deutungen. Fjodor Dostojewski (1821 bis 1881) formulierte in seinem Roman „Der Jüngling“ eine phantastische Vision: „Was, wenn sich der Nebel auflöst, verschwindet dann nicht auch die gesamte verfaulte, giftige Stadt, steigt mit dem Nebel und löst sich wie Rauch auf, und es bleibt nur der frühere finnische Sumpf, und mittendrin, wie zum Schmuck, der ehrne Reiter auf seinem heiß schnaufenden, erschöpften Pferd?“

Die unwirkliche Aura der Stadt verstärkt sich noch in den weißen Nächten im Juni, in denen es nie richtig dunkel wird. Joseph Brodsky (1940 bis 1996) beschrieb die schattenlos aufragenden Häuser seiner Heimatstadt als „zerbrechliche Porzellangebilde“. In solchen Zeugnissen wird St. Petersburg lesbar als kühner und gleichzeitig fragiler Traum des Stadtgründers. ULRICH SCHMID